

Moderne Kunst und das 75 jährige Jubiläum des Winterthurer Stadsängervereins

Autor(en): **Halblützel, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Nur keine Geschichten!“ fuhr Zwinger eifern fort. „Das laß ich mir nicht nehmen. Am Tag, wo der ‚Galmen‘ unser wird, und wo wir den Verwalter und die neue Hausmutter einführen, da dürfen wir wohl ein kleines Festchen feiern. Und Sie, Herr Dolder, Sie thun uns die Ehre an und halten mit; aus Essen kommen wir, sobald drinnen im Speisesaal die Abendtafel abgethan ist. Uns wird es doppelt lieb sein, einen Mann wie Sie in unserm Kreis zu sehen zu der Zeit, wo das Gründertum einen so großen Zwist in den Köpfen hervorgebracht hat. Auch Sie gehören zu den Finanzleuten im großen Stil, auch Sie sind Gründer; aber Sie gründen nur auf guten Grund, Sie gründen nur Dinge, die Dauer versprechen. Sie waren vor Jahr und Tag einer der Ersten, die der Lokomotive den Weg in die Schweiz geöffnet, Sie gehören zu den Edeln unter den Menschen, die wie Jean Richard und Escher von der Linth unendlichen Segen ins Land gebracht. Ich stoße auf Ihr Wohl an!“

Lachend entsprach der so freundlich Verpflichtete, der sich längst wieder gesetzt hatte, den Wünschen des Redners, und am Gläserklingen nahm ohne allen Anstoß auch Petronella teil, die meinte, in einer ganz neuen Welt zu sein.

„Es wird wohl niemand etwas dagegen haben,“ fügte Zwinger noch bei, „daß sich noch einige Bekannte aus der Stadt einfänden werden; es sind Leute, mit denen sich gut leben läßt. Auch ist dafür gesorgt, daß wir des Nachts, wenn es etwas spät werden sollte, den Heimweg nicht mehr antreten müssen. Mich wundert nur, daß die Freunde nicht schon da sind.“

Im verrufenen Waldwinkel am Fuß der Fluh wurde von drei Männern hantiert, die man fast eher für Räuber als für Geologen gehalten hätte; denn beim Schein einer Laterne, die Gaudens in der Hand hielt, waren zwei Subjekte allerzweifelhaftester Art damit beschäftigt, über eine schmale Kluft Stangen und Bretter zu legen, von denen aus ein Mann sich in die Tiefe niederlassen konnte. Man hatte schon einige Tage zuvor ausfindig gemacht, daß der widerliche Geruch keine

andere Quelle habe, als die hier entdeckte Spalte im Kalkfels, worauf auch die zahlreichen Fliegen deuteten, die sich an dieser Stelle sammelten. Zwischen Hoffnung und Sorge, Mißmut und persönlicher Angst schwebend, stand Matthieu in einiger Entfernung; denn die Gesellschaft ward ihm nun doch umständlicher, als er sich vorgestellt hatte, namentlich auch, weil ihm die Knechte sowohl als der Obergeringieur Gaudens ein ansehnliches Draufgeld verlangt hatten, abgesehen von den Flaschen, die sie drunten im Dorf auf das Gedeihen des Unternehmens und auf Kosten des Unternehmers getrunken hatten. Man ließ Steine in die Erdspalte fallen und beobachtete, daß sie in verschiedenen Tiefen mehrmals aufschlugen; doch von einem plätschernden Schlag ins Wasser war nichts zu vernehmen. Eine hinuntergelassene Laterne kam erloschen wieder zurück, woraus man gute Hoffnung schöpfte. Befremdlicher war, daß alle drei Praktikanten sofort konstatierten, was dem klugen Doktor gänzlich entgangen war, daß in der Nähe des Schlundes mancherlei Fußspuren, selbst die Geleise von Karrenrädern bemerkbar waren. Nun sprachen die Tagelöhner zu Matthieus Entsetzen die Vermutung aus: „Am Ende ist einer da verlockt worden, den man aus der Welt schaffen wollte, oder es hat sich einer leiblos gemacht, und wenn wir hier hinuntersteigen, so greifen wir in ein Todtengerippe.“ Gaudens lachte unheimlich dazu und bemerkte kalt: „So unmöglich wärs ja nicht; der ‚Galmen‘ hat schon Manchem Kopfweh gemacht, und wenn sie einen hinuntergestoßen, der Andere um Hab und Gut gebracht, so kann mans ihnen nicht verdenken. Mag drunten sein, was will, wir wollen unsere Fünfer schon herauskriegen, seis von Lebenden oder Toten.“ Dabei warf er mit entsetzlicher Ruhe einen Blick auf Matthieu, dems vorkam, er sei in der Wolfschlucht und habe freventlichen Mutes das „Samuel erscheine!“ ausgesprochen. Er bebte bei dem Gedanken, die drei Mordgesellen könnten ihn, den sie nicht ohne Geld wußten, ausplündern, erdröffeln und in den Erdschlund hinunterkollern lassen: es würde bis an den jüngsten Tag nicht auskommen. (Schluß folgt).

— Moderne Kunst —

und das 75jährige Jubiläum des Winterthurer Stadtsängervereins.

(Mit Abbildung.)

In raschem Siegeslauf hat sich die moderne Kunst aller Zweige des Kunstgewerbes bemächtigt und hier einen Umschwung vollzogen, den man vor gar nicht viel Jahren noch kaum ahnen konnte und der trotz aller Prophezeiungen der Anhänger der ältern Richtungen auf lange Dauer hinaus wegleitend sein wird. An Stelle der Komposition, die sich in Details verlor und dabei auf die Wirkung des großen Ganzen als Symbol einer Idee verzichtete, mußte, ist die Komposition mit kräftigen Konturen und Flächen getreten; schwungvolle Linienführung verbindet sich mit einfacher, durch Einzelheiten nicht zerstückter Farbengebung zu sichern dekorativen Erfolgen. Ein Gebiet, auf dem man meines Wissens die neuen Bahnen erst seit kurzem betreten hat, ist die Fahnenmalerei, die Fahnenstickerei, und das 75. Jubiläumfest des Winterthurer Stadtsängervereins gibt den äußern Anlaß, diesem Kapitel einige Worte zu widmen. Daß aus den Kreisen des zürcherischen kantonalen Technikums heraus die Bahnbrecher erscheinen, bietet hiebei noch ein besonderes Interesse.

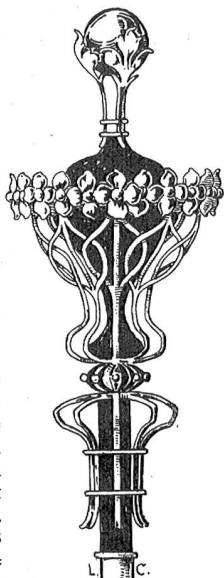
Auf dem historischen Entwicklungsgang der Fahne im allgemeinen, dessen letztes Stadium erst zu den Vereinsfahnen führt, hat die Kunst bei Kirchenfahnen eine bedeutende Rolle gespielt, während man bei den Fahnen und Standarten als Heereszeichen mehr auf grelle Effekte abgestellt haben mag und noch abstellt. Beim Symbolisieren auf Vereinsfahnen kam man schon ihrer ungeheuern Mannigfaltigkeit halber auf die bizarrsten Produkte der Malerei und Stickerei, und nur einzelne Vereinskategorien, die an eine bestimmte Form zum Voraus mehr oder weniger gebunden waren, so z. B. die Sängere an die Lyra, konnten weniger auf Abwege geraten; ihre Fahnenbilder hielten dabei aber mit dem künstlerischen Ringen nicht Schritt. Seit Jahrzehnten sehen wir auf den Sängerefahnen die traditionelle Form der Lyra mit dem Lorbeerfranz auf der einen, das konventionelle Wappenbild auf der andern Seite — d. h. wir sehen es, wenn die Fahne entfaltet ist, also selten bei ihrer normalen Lage, so daß nebenbei bemerkt sich die Frage aufdrängt, weshalb man nicht da, wo sich ein Verein ein Vereinszeichen leistet,

bei dem die Kunst mitspricht, der infolge ihrer Ausdehnung und Schwere meist gerollten Fahne die stets entfaltete Standarte vorzieht.

Auf die Lyra, das Symbol der Musik, der Sage nach eine Erfindung des Hermes, verzichtet auch der moderne Fahnenmaler nicht; aber schon ihre Form gibt ihm Anlaß zu künstlerischer Gestaltung: er sinnt auf andere Umrahmung als den grünen Kranz, läßt Flächen wirken statt durch allerlei Krümskräms schwerfällig erraten, er konturiert großzügig und mit Schwung. Solcher Art ist die neue Fahne des Stadtsängervereins, von Professor L. Calame am Winterthurer Technikum mit künstlerischem Geschick, sicherer Hand und gutem Geschmack komponiert. Die eine Fahnenseite zeigt in der Mitte die Lyra in schlanker Zeichnung, umgeben von einem Kranz von roten Rosen. Rot ist die Farbe des Lebens, der Lebenskraft und der Jugendlichkeit, die Rose selbst das Symbol der Schönheit. Ausgehend von dem Gedanken, daß eine flatternde Fahne große Partien enthalten müsse, damit beim Flattern noch die Massen wirken, wurden die Rosen dicht aneinander gereiht und nur in einem Ton leuchtenden Rot gehalten, dessen Intensität noch durch das Spiel des Lichtes erhöht wird. Die Zeichnung der Rosen wird hervorgerufen durch den überall durchblickenden Grund. Die

Krümmungen durchmachen müssen und die an und für sich schon kleinlich wirken. Wichtig ist bei der Applikation, daß die Formen in ihren Konturen möglichst mit einander verbunden sind, damit bei der Umrandung mit Schnüren diese nicht so oft abgeschnitten werden müssen. Die Applikation weist also hier Vorzüge auf, die das Surrogat der gemalten Fahne immer mehr verschwinden lassen sollten, wenigstens wo die Kostenfrage dies zuläßt.

Originell und neuartig ist die Fahnen Spitze. Sie wurde nach einer Zeichnung von Prof. Calame an der renommierten Winterthurer Metallarbeiterschule ausgeführt und weicht von der bisherigen Lösung erheblich ab. Während die bisherige Fahnen Spitze, aus der Lanzen Spitze entwickelt, bei Kriegsvereinen und Militärfahnen ihre Berechtigung hat, ist hier eine Lösung versucht, einen überthronenden Abschluß, eine freie Endigung zu schaffen, frei emporgierend gleich der Kreuzblume am gotischen Dom. Hat die bisherige Fahnen Spitze den Nachteil, daß sie stets nur von zwei Seiten ganz sichtbar ist, so wirkt die neue nach allen Seiten gleichmäßig und malerischer. Ihre Ausführung besteht aus Aluminiumbronze und Kupfer, die zum Teil vergolddet, zum Teil polychrom gehalten sind. Der dunkle, birnförmige Kern in der Mitte ist zur Aufnahme einer Urkunde



Verwendung aber des mehr oder minder realistischen Pflanzenmotivs ist ein Charakteristikum des modernen Kunstgewerbes. In der Vereinfachung der Pflanzenform zum ornamentalen Motiv erreicht der Künstler denjenigen Grad der Stilisierung, den das eigentliche Ornament voraussetzt. Wie die Rose die vollkommenste der Blumen ist, so kann sie auch als letzte Verkörperung der Schönheit des Gesanges gelten. Auch der Buchstabe soll in einem derartigen Kunstwerk ornamental verwendet werden, und so ist denn auch die Inschrift der Fahne in modernem Charakter gehalten.

Die andere Fahnen Seite zeigt in der Mitte das Winterthurer Wappen mit den wirklichen Kyburger Löwen, überragt von Lorbeer, dessen Blätter in weißer Seide mit grünem Kontur appliziert sind und sich nobel von dem schönen blauen Grund abheben. Die Linienbewegungen, die zum Teil mit dem Astwerk des Lorbeers in Verbindung stehen, sind in goldenen Tönen aufgenäht; sie tragen den Charakter des Modernen nicht in dem leicht erkenntlichen Maß wie diejenigen der Lyra Seite, wo die kleinen Beeren das schimmernde Rot fast in den ruhigeren Ton des Untergrundes hinaustragen.

Es lag dem Künstler daran, zu zeigen, wie bei richtiger Auswahl der Materialien durch Applikation und Stickerei eine äußerst feine Wirkung zu erzielen ist. Alles Figürliche ist vermieden; denn nichts wirkt störender an einer fliegenden Fahne als menschliche Figuren, die alle möglichen Bewegungen und

bestimmt. Allerdings wird der Fest-Praktiker an der künstlerischen Fahnen Spitze dies und das aussetzen haben. Sie erscheint ihm gegenüber der einfachen Lanzen Spitze vielleicht etwas schwer; auch denkt er wohl an die in der Regel beim Musikpodium der Festhütten angebrachte Galerie zur Aufnahme des Fahnenwaldes, die sich nun in seiner Phantasie, nach diesem einen Fahnenende ausgemessen, über die Hütte hinaus erstrecken müßte. Er mag sich trösten. Bis dahin wird wohl das Festleben in ein Stadium getreten sein, das auch hier so wie so anderes geschaffen haben muß, und was die Schwere der Fahne anlangt, haben wir, Gott sei Dank, noch genug kräftige Eidgenossen, die das Wischen Mehrerleichterung mit Leichtigkeit zu tragen vermögen.

Die Stadtsängere Fahne hat Fräulein Fanny Licht, die Tochter des Zürcher Zeughausdirektors Herrn Oberstl. Licht, gestickt. Mit warmem Verständnis für die Intentionen des Künstlers ist die Arbeit ausgeführt: tadellose Reinheit im Ton, korrekte und wirkungsvolle Verwendung des Stickereimaterials, ausgezeichnete Applikation. Fräulein Licht ist selbst eine Künstlerin in ihrem Fach, und so haben denn zwei Faktoren zusammengewirkt, um dem Verein ein eigentliches Kunstwerk zu sichern, das äußerlich den Beginn der neuen Periode markiert, in welche die Stadtsänger nach dem Jubiläum vom 16. März eingetreten sind.

Da dieses Jubiläum die gesamte schweizerische Sängere Welt interessiert, so sei seiner im Anschluß an die Besprechung der modernen Fahne, die ihrerseits im Kunstgewerbe als neue Er-

DIE SCHWIZ
13680.

scheinung zu erwähnen war, mit wenigen Worten gedacht. Der Stadtsängerverein Winterthur ist am 8. September 1827 gegründet worden und blickt auf eine zum Teil bewegte, meistens recht erfolgreiche Vergangenheit zurück. Dr. Carl Attenhofer, der in zwei Perioden sieben Jahr lang dessen Dirigent war, verleiht der Tafel der sieben Direktoren — nur so viel sind es gewesen, die während der 75jährigen Periode das Szepter geführt haben — einen besondern Glanz. Und daß Methfessel dreiunddreißig Jahr lang den Fiedelbogen geschwungen, ist als eine allgemeine Erscheinung aufgefaßt wohl ebenfalls besonderer Beachtung wert. Der Präsidenten waren es dreizehn, die einander im Lauf der Jahre abgelöst haben, und mit gutem Humor hat der gegenwärtige, Herr Lehrer Reiser, in seiner Begrüßungsrede diese ominöse Ziffer hineinbezogen. Einer war dreißig Jahr lang Präsident: wiederum etwas Seltenes. Musikalisch steht der Verein auf hoher Stufe, sein Name ist von trefflichem Klang im schweizerischen Sängereleben. Und wer schon ein größeres eidgenössisches oder kantonaales Fest in der industriereichen Stadt an der Sulach mitgemacht hat, kennt die unter der Leitung des Herrn Lehrer Bucher stehende „Sektion B“, eine ebenso stets jangesbereite als eigenartige Sängere-élite, die auf künstlerisch vollendete Leistungen blicken kann. Und das ist alles nicht zu verwundern: aus den Händen Attenhofers ging das Szepter in diejenigen Hermann Suters über. Die Thatsache bloß nennen, heißt schon ihre Bedeutung festnageln. — Mit Freuden schaut der Bund der Schweizer Sänger auf dieses sein lebenskräftiges, tüchtiges Glied in Winterthur, und so ist denn auch die Jubelfeier von Sonntag dem 16. März ein musikalisches Ereignis außerhalb der Lokalgrenzen geworden. Dazu trug in erster Linie das hervorragende Konzert bei, das den ersten Teil des Jubiläums

bildete. Schon das Programm spricht dafür: „Hymne an den Genius der Musik“ von M. Glauz, zwei Chöre a capella von Schumann, Rezitativ und Arie «Ah perfido» von Beethoven, „Ein geistlich Abendlied“ von Friedrich Hegar, „Die Glocke von Jnnisfare“ von C. Attenhofer u. s. w. und endlich „Das Liebesmahl der Apostel“ von Richard Wagner. Frau Emilie Welte-Herzog, die gottbegnadete Sängerin, wirkte als Solistin mit und riß die Zuhörer zu höchster Begeisterung hin. Also auch in den Annalen der Erfolge des Stadtsängervereins wird der 16. März eine erste Stelle einnehmen. Und die Begeisterung wirkte auf den Jubiläumsabend selbst, an dem nebst Delegierten des schweizerischen Sängervereins die bedeutendsten Sängervereine von Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Konstanz u. s. w., dazu die Behörden, das Musikkollegium, Komponisten, die musikalischen Körperschaften Winterthurs und die Presse vertreten waren. Für den schweizerischen Sängerverein sprach Carl Attenhofer. Die Pièces de résistance des zweiten Jubiläums-teils waren ein von Obergerichter Dr. Sträuli verfaßtes, flott geschriebenes, von feinem Humor durchwobenes Festspiel, das die Fahnenweihe in sich schloß und treffliche Darstellung fand, sowie die Aufführung von W. te Groves „Die Macht des Liedes“, ein Operettchen oder Singpiel von intimen musikalischen und szenischen Reizen. Der Sang ist die Hauptfache an Festlichkeiten dieser Art, er sorgt dafür, daß der Redestrom nicht über die Ufer gerät; herzliche Begrüßungsworte und einige kleinere Ansprachen, die in Ovationen an Attenhofer und Suter, sowie die Sänger und ihre Ahnen ausklangen, das war denn auch alles, was sich offiziell in die Sängerefreude mischte. Und über den Jubelnden hing goldig schimmernd die prächtige Fahne, ein Festgebilde aus Frauenhand.

Dr. Albert Hablühel, Winterthur.

→→→ Hilica's Anbeter. ←←←

Erzählt von ihrem Vormund.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen des Gilbert Hovd von Else von Baerensprung.

Hilica war und blieb mir immer ein Rätsel. Sie kam ganz plötzlich in mein Haus geschneit, direkt von einem der großen indischen Dampfer. Drei Dinge hatte sie mitgebracht, erstens einen großen Koffer voll leichter Sommerkleider, zweitens einen bösen Katarth und drittens einen kurzen Brief, der mir mitteilte, daß ihr Vater tot sei, und daß sie komme, meine Tochter zu werden.

Ich muß zwar hinzufügen, daß ich zu jener Zeit nicht gerade eine Tochter nötig hatte; denn ich war erst 24 Jahr alt und besaß außerdem schon drei Forsterriens und eine zahme Gfster, und dies war eine Familie, gerade groß genug für einen Vierundzwanzigjährigen.

Hilica war acht Jahr alt, das heißt, sie sah aus wie ein vierjähriges Kind, sprach aber verständiger wie manche Dreißigjährige.

Zur Stunde von Hilica's unvorhergesehener Ankunft spielte mein Freund mit dem Ueberramen „der große Junge“ gerade Billard mit mir.

Es war dies eine seiner Eigenheiten, bei jeder Krifts, die in meinem Haushalt statifand, zugegen zu sein. Als beinahe ein Jahr vor Hilica's Ankunft die Gzzimmerdecke herunterkam, spielte er auch gerade Billard mit mir, und es war ebenfalls „der große Junge“, der sich im Billardzimmer befand, gerade als der Spengler in den Regenwasserbehälter fiel, und es hätte wohl schlimm mit letztem enden können, wäre ihm mein Freund nicht mit seinem Billardstock und einem Schnaps zu Hilfe gekommen. Als die Köchin kündigte, als das Kammin Feuer fing, die Diebe einbrachen und unsere Hauskake Krämpfe bekam, bei all diesen Ereignissen befand sich der große Junge im Billardzimmer.

So schien es denn ganz selbstverständlich, daß er auch gerade wieder hier war, als mein Hausmädchen eintrat, um zu melden, daß draußen im Vorzimmer ein kleines Mädchen mit einem Koffer und einem Brief auf mich warte. Es war auch wieder ganz selbstverständlich, daß Tante Rosamunde, die meinem Haushalt vorstand, gerade ausgegangen war; denn ebenso regelmäßig wie der „große Junge“ bei all diesen Ka-

lamitäten immer zugegen war, war Tante Rosamunde beständig bei solchen Gelegenheiten abwesend.

Wir beeilten uns durchaus nicht Hilica zu empfangen, sondern ich erlaubte meinem Freund erst das Spiel zu beenden. Nach der Mitteilung meines Dienstmädchens vermutete ich, das Kind, das draußen meiner wartete, bringe mir eine Kiste Zigarren oder Zigaretten aus dem Baden nebentan.

Das ist eben das Gute an richtig geschulten Dienstboten, sie geben ihrer Verwunderung nie Ausdruck, ganz gleich, ob der Besuch, den sie anmelden, nur aus dem Nachbarhaus oder gar aus Timbuktu kommt.

Unser Erstaunen war daher nicht gering, als wir, in das Vorzimmer tretend, dort auf einem großen Koffer sitzend ein sehr kleines Mädchen voranden. Ohne ein Wort zu sagen, überreichte sie mir einen Brief, auf dem ich die Handschrift meines ehemaligen Schulkameraden Georg Grey erkannte.

Einige Sekunden starrte ich sie wortlos an; der große Junge starrte gleichfalls mit mir und Hilica ihrerseits glogte auch mit großen runden Augen auf uns.

Sie fiel uns beiden als besonders häßlich auf, blaß und mager, mit einer dicken Mähne von goldblondem Haar und großen tiefschwarzen Augen.

Ich öffnete den Brief und überflog ihn hastig. Er war kurz und bündig. Georg Grey war nie ein Freund von langen Briefen gewesen. Er lautete wie folgt:

Lieber Tom!

Wir haben allerhand Unruhen an der Grenze gehabt, wobei ich eine Kugel in die Lunge bekommen. Mein Lebenslichtchen ist am Verlöschen; deshalb schicke ich dir meine kleine Tochter. Ihre Mutter starb vor drei Monaten, und da wir beide keine Verwandten mehr haben, überlasse ich Hilica dir. Sie hat etwas Vermögen, gerade genug um ihre Kleidung daraus zu bestreiten. Hilica ist ein gutes kleines Mädchen und wird dir eine gehorsame Tochter sein. Leb wohl, alter Bursche!

Dein dankbarer Freund Georg Grey.

P. S. Gib dem Gör nicht zu viel Süßigkeiten zu essen; das verträgt sie nicht.